Heinz Schlaffer

Aphorismus und Konversation

Weniger lustvoll als der *Nachmittag eines Fauns,* den Mallarmé erdichtet, verläuft der *Vormittag eines Schriftstellers,* den Martin Walser beschrieben hat. Unzufrieden mit seiner Rolle bei einer Berliner Diskussion über Deutschland nach dem Fall der Mauer, versucht der Autor, seinen Beiträgen zum Gespräch, besonders den verpaßten, am Schreibtisch eine glänzendere Gestalt zu geben: »In Gedanken sind längst alle Sätze, die ich dort gesagt habe, durch solche ersetzt worden, die ich lieber gesagt hätte, die mir aber dort nicht eingefallen sind. Die Diskussion geht weiter, auch wenn alle Sätze schon ausgetauscht sind.« Von der gleichen Erfahrung berichtet der Erzähler von Prousts *Recherche,* der im Salon der Madame Swann sich »mechanisch« vom »Strom der Reden« treiben läßt, zu Hause jedoch der verworrenen Konversation eine schärfere Kontur geben möchte: »Wieder allein, beschäftigte ich mich damit, Aussprüche zu fabrizieren, die den Swanns vielleicht hätten gefallen können, und um dem Spiel noch größeres Interesse abzugewinnen, versetzte ich mich auch an die Stelle der abwesenden Gesprächspartner; ich richtete selber fingierte Fragen an mich, die ich so auswählte, daß meine glänzendsten Einfälle als glücklich formulierte Repliken darauf paßten. Obwohl ich schwieg, glich diese Übung doch einer Konversation und nicht einer Betrachtung, meine Einsamkeit aber einem im Geiste vorgestellten Salon«.

L'esprit d'escalier bringt den geistreichen, doch verspäteten Einfall hervor – er kommt dem ehrgeizigen Gast, kaum hat er die Gesellschaft verlassen, die er mit Banalitäten nur schlecht unterhielt, vielleicht schon auf der Treppe, gewiß aber zu Hause. Kleists Sinn für das Tragische bewährt sich auch in seinem Epigramm *Der witzige Tischgesellschafter:* »Treffend, durchgängig ein Blitz, voll Scharfsinn, sind seine Repliken: / Wo? An der Tafel? Vergib! Wenn ers zu Hause bedenkt.«

Nicht an der Tafel wird Kleist diese Formulierung eingefallen sein, sondern zu Hause erst, als er sie bedachte. So muß es auch Jean Paul ergangen sein, der aufschreibt, was er am Ende eines verfehlten Gesprächs zu Clemens Brentano, dem Genie selbstverliebten Schwadronierens, gesagt haben möchte: »Zu Brentano: Sie haben sich heute herrlich unterhalten; das nächste Mal unterhalten Sie uns.« Da die Schrift expliziten grammatischen Regeln folgt, die dem Sprechen nur dunkel zugrunde liegen, wird jede Aufzeichnung den gehörten, gesagten oder erdachten mündlichen Ausdruck verbessern und komplettieren. Der Übergang von Ergänzung und Korrektur zu Fiktion und Fälschung ist fließend. Vielleicht liegt im Ehrgeiz, die mündliche Redeweise zu überbieten, und im Schwanken zwischen Gestaltung und Betrug der eigentliche Reiz der Schriftstellerei.

La Rochefoucauld, der als Begründer des modernen Aphorismus gilt, hat in seiner *Réflexion de la conversation* die Unvollkommenheit der Salongesprä-

Lizenziert für merkur-zeitschrift.de am 28.04.2024 um 07:02 Uhr

© MERKUR, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

che beklagt: Jeder sei einzig darauf bedacht, selbst zu reden; keiner wolle dem anderen zuhören; man streite sich um unwichtige Dinge; einer unterbreche den anderen. In einem Selbstporträt charakterisiert La Rochefoucauld sich als Melancholiker, der unter anderen Menschen so in Gedanken und Träumereien versunken sei, daß er verschüchtert schweige oder nur zerstreut spreche. Er schreibe zwar gute Prosa und Verse, dürfe sich aber nicht zu jenen geschickten Köpfen zählen, denen in Gesellschaft »les bagatelles bien dites«, hübsch gesagte Bagatellen, gelingen. Wer so unter den Mängeln der Konversation, besonders unter seinem eigenen Mangel leidet, wird auf eine Entschädigung sinnen und sie in der Niederschrift einer idealen Konversation finden – vornehmlich der eigenen Beiträge zu ihr. Am Schreibtisch hat er genügend Zeit und Freiheit, seinen Mangel in einen Überfluß zu verwandeln, indem er, der unter den anderen nur geschwiegen oder gestammelt hatte, nun ein geschliffenes Diktum vorweist, das keiner von denen, die im Salon so geschickt parliert hatten, hätte sagen können.

Das Bonmot, das im Salon nicht glücken will, erscheint auf dem Papier als geglückter Aphorismus, als schriftlicher Doppelgänger seines mündlichen Vorgängers. Als wären es Trophäen der Konversation, vermerkt Montesquieu bei manchen seiner Aphorismen, daß sie ihm zuerst als Bonmots gelungen seien: »Ich sagte: ›Ich möchte nicht die Geschäfte, die man hat, um jener willen aufgeben, die man sich macht.‹« Oder: »Ich sagte: ›Läuft man hinter dem Geist her, so erwischt man die Dummheit.‹« Triumphierend hält der Autor auf dem Papier fest, wie geistesgegenwärtig er im Wortwechsel gewesen war. Jedem Aphorismus könnte dieses »Ich sagte« voranstehen – wenn nicht als Bericht eines witzigen Causeurs, so doch als Wunsch, einer gewesen zu sein. Um ihre wirkliche Herkunft aus der geschriebenen Sprache zu vertuschen und ihre angebliche Herkunft aus der gesprochenen Sprache zu suggerieren, nannte Nietzsche seine Aphorismen »Sprüche«. »Überzeugungen sind gefährlichere Feinde der Wahrheit als Lügen«, »Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel« – so hätte er im Gespräch sprechen können, sprechen wollen. Er hat es aber nie gesagt, denn in Gesellschaft blieb Nietzsche stets höflich und zurückhaltend. Als habe er dieses Manko wettzumachen, treten seine »Sprüche« als Dokumente eines geselligen Rededuells auf, das er siegreich bestanden hat. – Man hat gewiß mit Recht im Salongespräch den Ursprung der »Maximes et réflexions« vermutet, ohne dabei jedoch das problematische, ja antagonistische Verhältnis von gesprochener und geschriebener Sprache zu bedenken. Der Aphorismus ist nicht auf gleichsam natürliche Weise in eine witzige Unterhaltung eingebettet, vielmehr blickt er fremd auf sie zurück. Ihn umgibt nicht die Wärme des Lebens, sondern die Kälte der Literatur.

Gerade die formale Perfektion, in der sich der Aphorismus als gültiger »Spruch« wie ein Urteil präsentiert, schließt jeden Widerspruch aus. Alles Vollkommene hat die Spuren seiner Entstehung getilgt. Im Zugeständnis ans Unvollkommene jedoch liegt die Humanität von Konversation. Da sie nur zögernd, ungeschickt, chaotisch, ja verkehrt vor sich geht, dürfen die Teilnehmer die Reden ergänzen, bezweifeln oder auch überhören und verges-

Lizenziert für merkur-zeitschrift.de am 28.04.2024 um 07:02 Uhr

© MERKUR, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

sen. Diese Spielregeln der guten Gesellschaft übertritt der Schriftsteller durch »zwanghaftes Notieren«, wie Martin Walser es genannt hat, und mehr noch durch den Ehrgeiz, dem Vagen Bestimmtheit, dem Vorläufigen Endgültigkeit zu verleihen. Das Versäumnis des rechten Zeitpunkts für das Bonmot bietet die Chance, es zu verewigen.

Die schriftliche Fassung ist aber ihrem mündlichen Vorbild so weit noch ähnlich, daß sie wieder ins Gespräch, von dem sie sich distanziert hat, zurückzukehren vermag. Der Aphorismus läßt sich so gut in einer anderen Situation verwenden, weil er im Präsens geschrieben ist und daher, wie das Sprichwort, immer gilt. Es war also notwendig, den eitlen Hinweis auf seine (angebliche) Herkunft – »ich sagte« – zu tilgen: Der Name des Autors überlebt als Erfinder des Spruchs, nicht als Sprechender. Knappheit und rhetorischer Witz dienen dem Zweck, dem Aphorismus wieder zur Funktion eines – wenngleich geborgten – Bonmots zu verhelfen. Aus dem gleichen Grund fehlt ihm (anders als dem ähnlich kurzen Epigramm) eine Überschrift. Er gibt sich als Notiz eines Einfalls aus, der nicht Teil eines Buchs werden soll (in dem Überschriften die Orientierung erleichtern), sondern unvermittelt aus der Rede hervorgegangen zu sein scheint und deshalb ebenso leicht wieder in sie einfließen kann. Unter allen Prosaformen ist der Aphorismus die einzige, deren Wortlaut auf dem langen Weg vom Erfinder zum Benutzer sich nicht verändert. Anekdoten und Witze, Inhalte von Romanen und Novellen erzählt jeder mit eigenen, von der Vorlage abweichenden Worten. Exakt jedoch prägt sich der Aphorismus dem Gedächtnis ein: Durch eine Erweiterung ginge seine Schärfe verloren; eine Verkürzung jedoch ist nicht möglich, da er bereits die kürzeste Form gefunden hat. Solche Prägnanz gewährt ausnahmsweise einem Prosasatz, was das Metrum für den Vers leistet: die Verpflichtung auf wörtliche Wiedergabe beim mündlichen Gebrauch.

»Hat man vierundzwanzig Stunden früher als die übrigen Menschen recht, so gilt man vierundzwanzig Stunden lang für närrisch.« Die bescheidene Zeitspanne zwischen Verkennung und Anerkennung, wie sie dieser Aphorismus Rivarols konstatiert, hat Nietzsche hundert Jahre später auf epochale Dimensionen ausgedehnt. Er zählt sich zu den »posthumen Menschen«, die »schlechter verstanden werden als zeitgemäße, aber besser gehört«, nämlich von der Nachwelt. Sie erst erfüllt den Wunsch, der hinter der aphoristischen Aufzeichnung steht: Rückkehr ins Gespräch und damit Nachruhm, der den Beifall ersetzt, den der Lebende verscherzt hat. Andere mündlich gebrauchte Formen wie Sprichwort, Sentenz, Witz oder Lied bleiben anonym. Dagegen wird, wer einen Aphorismus zitiert, den Namen seines Autors hinzufügen – ist man schon nicht so geistreich wie er, so immerhin gebildet genug, ihn zu kennen. Um einen Aphorismus im richtigen Augenblick anzubringen, bedarf es einer Art sekundärer Geistesgegenwart, die ein eigenes Prestige verschafft. Es lebt vom Abglanz jener primären Geistesgegenwart eines spontanen Bonmots. Eine tertiäre Geistesgegenwart ist schließlich von den Zuhörern gefordert, die das Zitat verstehen müssen. Wie schon La Bruyère bemerkt, sind Maximen kurz und konzis wie Orakelsprüche, ihr Verständnis braucht also mehr Zeit als das gewöhnlicher Äußerun-

Lizenziert für merkur-zeitschrift.de am 28.04.2024 um 07:02 Uhr

© MERKUR, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

gen. Der Rang eines Gesprächsteilnehmers hängt davon ab, wie schnell sich bei ihm das wissende Lächeln einstellt, das den anderen signalisiert, daß ihm die Pointe nicht entgangen ist. In diesem Lächeln des verständigen Zuhörers erfährt der Aphoristiker, der »posthume Mensch«, seine Reinkarnation auf dem Parkett des Salons, auf dem er sich einst so ungeschickt bewegt hatte.

»Es ist eine Eigenschaft der großen Geister, in wenigen Sätzen vieles mitzuteilen; die kleinen Geister dagegen haben die Gabe, viel zu reden und nichts zu sagen.« Aus La Rochefoucaulds Maxime spricht der Stolz des Autors von Maximen, die mit wenigen Worten vieles sagen. Kürze ist ein sozialer Gestus: Er demonstriert die Verachtung der kleinen, schwatzhaften Gemüter. Der Titel *Réflexions,* wörtlich: Zurückbeugungen, paßt nicht allein für La Rochefoucaulds *Sentences et maximes morales.* Sie beziehen sich zurück auf das, was in Gesellschaft gesagt wurde; ihnen dient aber auch die Zeit, die seit jenen Gesprächen vergangen ist, und der Ort ihrer Niederschrift, der vom Salon entfernt liegt, zur wohlbedachten Konstruktion eines Rückblicks und einer Entgegnung. Auf doppelte Weise nützen die »Réflexions« den Vorteil des Nachher: zur Opposition und zur Perfektion. »Man gibt nichts so großzügig wie seine Ratschläge«. So ist es Sitte unter den Menschen, doch erst der, der sich von solchen Ratschlägen abgewandt hat, wird den Egoismus in der Philanthropie des Ratgebers erkennen und sie mit einer lakonischen Formel verächtlich machen. Wie ein Aristokrat unter Plebejern tritt der Aphorismus auf: strahlend, herrisch, abschätzig, distanziert, von Schweigen umgeben. Gegen das weitschweifige Geschwätz und die aufgeregten Tagesneuigkeiten stellt er seine harte, gleichsam aus Reden und Schweigen gemischte Form. Eine »Form der ›Ewigkeit‹«, an der »umsonst die Zeit ihre Zähne versucht«, hat Nietzsche sie genannt.

Franz H. Mautner, der als erster den *Aphorismus als literarische Gattung* beschrieb (1933), sah »die zwei Hauptformen aphoristischer Zeugung« in »Einfall und Klärung, jener der mögliche Ausgangs-, diese ein Endpunkt bewußten Denkens«. Doch der Weg vom Einfall zur Klärung braucht Zeit – und ein Vehikel. Dieses ist die Schrift. Sie dient nicht allein dazu, das Resultat der »Klärung« aufzuzeichnen und damit als »literarische Gattung« zu etablieren; vielmehr ist an sie der Prozeß der »Klärung« überhaupt gebunden: Aus den Arbeitsschritten der Schrift – aus Notat, Entwurf, Änderung, Variation, Kürzung, Glättung, Reinschrift – geht jene endgültige Form hervor, die gutgläubigen Lesern als Notat eines witzigen Einfalls erscheint. »Ein Fragment« – Friedrich Schlegels Name für den Aphorismus – »muß gleich einem kleinen Meisterwerk von der umgebenden Welt ganz abgesondert und in sich selbst vollendet sein wie ein Igel.« Wer spricht, ist auf Anwesenheit, Wohlwollen und Verständnis des Zuhörers angewiesen und kann deshalb nie »in sich selbst vollendet« sein. Wer schreibt, darf sich autonom fühlen: Aus dem Kopf, über die Hand gelangen die Schriftzeichen auf das Papier und kehren, da der Autor sein erster Leser ist, durch das Auge wieder in den Kopf zurück. Der Gedanke gewinnt eine objektivierte, vollendete Gestalt und heißt jetzt erst im korrekten Sinn »Gedanke«: ein zum Abschluß gebrachtes Denken.

Lizenziert für merkur-zeitschrift.de am 28.04.2024 um 07:02 Uhr

© MERKUR, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

In der Schrift verdoppelt und verklärt sich das unvollkommen redende Ich (erst der Maßstab der Schrift macht dessen Unvollkommenheit bewußt) in ein zweites, ideales Ich, den Autor. Das Glücksgefühl, das diese Verwandlung auslöst, ist dem triumphalen Gestus des Aphorismus anzusehen, die Arbeit, die sie erfordert, unter der pointierten Formulierung verborgen. Gracián preist die scharfsinnige Rede als »eine siegreiche Leistung, denn obgleich der Verstand von einer Perplexität belagert und dem Fortgang der Rede alle Schritte benommen wurden, bringt sie es doch zuwege, unterstützt von Geistesgegenwart die außergewöhnliche Lösung zu finden«. Schlagfertigkeit ist eine Tugend des *cortegiano,* des geistreichen Höflings, dessen Ideal die Traktate Castigliones und seiner Nachfolger entwerfen. Zu ihnen zählt auch Gracián, der Proben solcher *Agudeza y arte de ingenio* in seinen Maximen zur Weltklugheit erbrachte – Proben nur und keine Beweise, da seine paradoxen und zugespitzten Sentenzen nicht der »Perplexität« einer Konversation ausgesetzt waren, sondern auf dem Papier ergrübelt und geschliffen wurden. Mit Gracián geht der Anspruch auf gesellschaftliche Überlegenheit, soweit er durch die Fähigkeit zu scharfsinniger Sprache erbracht werden kann, vom agierenden Höfling auf den schreibenden Intellektuellen über. Der Aphorismus, dessen heroische Epoche nicht zufällig von 1650 bis 1800 reicht, ist Mittel und Dokument dieses Wandels von einer Kultur höfischer Geistesgegenwart, die jedes Vermögen sinnlich zu präsentieren weiß, zu einer Kultur des bürgerlichen Aufschubs, der die Produktion der Literatur räumlich und zeitlich von ihrer Konsumtion trennt.

Wenn Lichtenberg den aristokratischen Aphorismus in Deutschland einbürgert und verbürgerlicht, so vollendet sich seine Entwicklung zu einer literarischen Form, deren Herkunft aus dem Gespräch fast vergessen ist. Er ist zur verborgenen Eintragung in das »Sudelbuch« des Schriftstellers geworden. Hier darf er Überlegungen anstellen, die – wollte er sie in der Unterhaltung vorbringen – bei den Zuhörern Befremden auslösen würden. Das gilt für anständige ebenso wie für unanständige Sujets. Lichtenbergs Erwägung: »Wenn uns ein Engel einmal aus seiner Philosophie erzählte, ich glaube, es müßten wohl manche Sätze so klingen als wie 2 mal 2 ist 13« ist ebenso privat, das heißt von aller gesellschaftlichen Rede abgewandt, wie Jean Pauls Feststellung: »Die unehrbaren Glieder reisen wie Fürsten inkognito und doch kennt sie jeder.« So etwas läßt sich schreiben, aber nicht sagen. Vielleicht wirken Lichtenbergs Aphorismen deshalb auf den Leser so aufrichtig wie keine anderen, weil er sie nicht mehr als Substitut einer Konversation erfunden hat. Nur noch von Ferne blicken sie auf das gesellige Treiben, ihren Ursprung, zurück. In solchem stillen Alleinbesitz der besseren Einsicht auf dem Papier sah Joseph Joubert den selbstlos-selbstsüchtigen Zweck aphoristischer Aufzeichnungen: »Viele Ideen und Wörter taugen nicht zur Unterhaltung mit anderen, aber sie sind vortrefflich im Umgang mit uns selbst, gleich kostbaren Gegenständen, die nicht in den Handel kommen, die man aber zu besitzen glücklich ist.« (Falls sie von »posthumen Menschen« wie Lichtenberg und Joubert stammen, bringt die Nachwelt sie doch in den Handel.) Schroffer noch steigert Nietzsche die dem Aphorismus inhärente

Lizenziert für merkur-zeitschrift.de am 28.04.2024 um 07:02 Uhr

© MERKUR, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Distanz gegenüber der geschwätzigen Sozietät zum Pathos der irreversiblen Einsamkeit dessen, der in der schriftlichen Fassung seiner Gedanken jene Entschiedenheit, Klarheit und Stringenz erreicht, die ihm bei der mündlichen Mitteilung fehlt: »Wir schätzen uns nicht genug mehr, wenn wir uns mitteilen. Unsere eigentlichen Erlebnisse sind ganz und gar nicht geschwätzig.«

Die Eigenliebe, *l'amour-propre,* hat La Rochefoucauld zum innersten Beweggrund des gesellschaftlichen Lebens erklärt. Seine Gegner, durch diese Enthüllung gereizt, warfen ihm vor, er habe seinen Eindruck durch eine Projektion seines eigenen Charakters gewonnen. Zumindest benötigt der Aphoristiker ein größeres Maß an Selbstbewußtsein, ja Selbstverliebtheit, um Urteile über die Lebensformen anderer zu fällen, so scharf und absprechend, als hätte er keinen Anteil daran. Wollte ein Betrachter, der die Menschen nicht kennte, aus dem Panoptikum der Schiefheiten, das die europäische Aphoristik erstellt, eine Folgerung ziehen, so dürfte er nur wünschen, dieser dem Wahn, der Eitelkeit und der Bosheit ergebenen Spezies, die der Mensch sein soll, nie zu begegnen. Das besondere Vermögen des Schriftstellers, eben besser schreiben zu können als die gewöhnlichen Menschen, erhält in seinen ehrgeizigen Notizen einen moralischen Wert: Er, der fern von der guten Gesellschaft schreibt, repräsentiert im Akt des Schreibens die bessere Gesellschaft.

Der Aphorismus vereint die beiden Selbstauszeichnungen, die wir uns gerne verleihen, daß wir nämlich besser und klüger seien als die anderen: die sittliche durch sein Thema, die intellektuelle durch seine Form. Sobald er, obwohl gegen die Gesellschaft gerichtet, in ihr beliebt und gebraucht wird, kann jenes schmeichelhafte Selbstbild zum Gemeingut werden. Unter dem Erkennungszeichen dieser kleinen Form trifft sich eine Gesellschaft von Gesellschaftskritikern, die es freilich mit der Kritik nicht ganz so ernst nehmen und sie deshalb gerne auf das hübsche Zitat eines einzigen Satzes beschränken. Wer immer ihn zitiert, geht dabei von der einen Seite seiner Existenz, die in der Gesellschaft zu Hause ist, zur anderen über, der die Gesellschaft fremd erscheint – wenngleich nur für den erborgten Augenblick der Reflexion, in dem die generelle Heteronomie des Menschen, von der der Aphorismus handelt, der exzeptionellen Autonomie des Menschen weicht, der den Aphorismus niederschreibt oder der ihn wieder zitiert.

Der Leser macht sich Aphorismen respektvoll zu eigen, da er sie als Aussagen eines Ich schätzt, das wirklich gelebt hat. Angeblich von berühmten Personen gesprochene Sentenzen finden sich längst vor Erfindung des Aphorismus: in platonischen Dialogen, Totengesprächen oder Sammlungen von Apophthegmata. In allen diesen Fällen werden tiefsinnige, treffende oder heitere Aussprüche den Zelebritäten der Philosophie und der Geschichte in den Mund gelegt. In Xenophons *Gastmahl* zeichnet sich Sokrates schon allein dadurch als der Souverän unter den Zechern aus, daß ihm die witzigsten Pointen gelingen und er den professionellen Possenreißer Philippos in den Schatten stellt. Der Autor dieser Gespräche, Xenophon, erhebt nicht den Anspruch, Schöpfer dieser glänzenden Dikta zu sein; doch auch Sokrates

Lizenziert für merkur-zeitschrift.de am 28.04.2024 um 07:02 Uhr

© MERKUR, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

selbst hat sie nicht aufgeschrieben. Der Ruhm der Erfindung und das Verdienst, sie bewahrt zu haben, sind hier noch voneinander getrennt. Erst mit den neuzeitlichen Formen des Essays und des Aphorismus verbindet sich das Bewußtsein: Das habe nur ich denken, sagen, schreiben können. Die anderen sind gerade noch gut genug, daß man über sie Anekdoten erzählt; für das selbstbewußte Ich hingegen ist die Schrift vorbehalten, die die eigentümliche, weil eigene Wahrheit festhält: der Aphorismus.

Sprichwörter weichen durch ihre metrisch organisierte Form von der gewöhnlichen Rede ab, nicht jedoch von der gewöhnlichen Erfahrung. Für den Aphorismus gilt das Umgekehrte: Er hält sich an die syntaktischen Regeln des Prosasatzes, verlangt aber einen außerordentlichen Gedanken. Deshalb gehört das Sprichwort allen, und wer es gebraucht, hat nicht das Gefühl, es zu zitieren. Der Aphorismus hingegen stammt von einem namentlich bekannten Verfasser und ist für die wenigen bestimmt, die die Berechtigung eines solchen Umsturzes der vertrauten Meinungen erwägen. Seine Strategie hat Lichtenberg verraten: »Da jedermann gleich das Gewöhnliche bei einer Sache einfällt, gleich vorsätzlich auf das Ungemeine und Ungewöhnliche zugehen.« Demnach wäre jeder gelungene Aphorismus das Resultat einer individuellen Revolte gegen die herrschende Meinung, bildet also, weniger pathetisch gesagt, den bewußten Gegensatz zu einem allgemein anerkannten Satz. »Ich möchte was drumgeben«, fragt Lichtenberg, »genau zu wissen, für wen eigentlich die Taten getan worden sind, von denen man öffentlich sagt, sie wären für das Vaterland getan worden.« Lichtenberg hat »für das Vaterland« unterstrichen, um den Ausdruck als Redensart der anderen zu kennzeichnen, von der und von denen er sich distanziert. Seit der neuzeitlichen Physik der Nachweis gelang, daß sich – im Widerspruch zu jahrtausendalter Lehre und sogar zur Sinneswahrnehmung – die Erde um die Sonne dreht, daß also die physikalische Welt anders beschaffen ist, als sie uns erscheint, seitdem muß auch der Zweifel an den Dogmen der öffentlichen Meinung nicht mehr von vornherein als Narretei gelten. Auch in der geistigen Welt können Zentrum und Peripherie ihre Plätze tauschen. Spielerisch führt der Aphorismus diese Möglichkeit vor.

Jedem Aphorismus, der scharfsinnigen Aufzeichnung, korrespondiert eine stumpfsinnige Redensart, gegen die jener sich wendet, über die er sich erhebt. Diese Art von Anti-Aphorismus hat Flaubert in seinem *Dictionnaire des idées reçues* gesammelt, einem Archiv genormter Banalitäten, die sich bei bestimmten Stichwörtern einstellen und der allgemeinen Zustimmung sicher sein können. Dieses Wörterbuch der Gemeinplätze verzeichnet die Anlässe, bei denen die honette, die gesellschaftsfähige Dummheit der Konversation ihre Malmots anbringt (wie man sie, die jedes Bonmot vermeiden, nennen möchte). Zum Stichwort »Junggesellen« notiert Flaubert die Gemeinplätze: »Alles Egoisten und Wüstlinge. – Man sollte sie besteuern. – Sie bereiten sich ein trauriges Alter.« Der Aphorismus kehrt die Bewertungen des Gemeinplatzes von den Vorzügen des Familienlebens um. Karl Kraus erklärt die Familie zu einem Verein von Egoisten und Wüstlingen, der seinen Mitgliedern wie den Fremden Unglück bereite: »Das Familienleben

Lizenziert für merkur-zeitschrift.de am 28.04.2024 um 07:02 Uhr

© MERKUR, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

ist ein Eingriff in das Privatleben. – Das Wort ›Familienbande‹ hat einen Beigeschmack von Wahrheit.«

Der Aphorismus bevorzugt das Paradox als rhetorische Figur, weil er selbst im wörtlichen Sinn paradox ist, das heißt gegen die übliche Meinung gerichtet. Stets könnte ihm der Satz voranstehen: »Es ist nicht so, wie ihr denkt, vielmehr so …« Gerade weil die Opposition zur Banalität des alltäglichen Geredes für den Aphorismus konstitutiv ist, wird seine Produktion von der Furcht begleitet, er könnte aller sprachlichen Bravour zum Trotz banal sein. »Wenn ein Gedanke«, beobachtete bereits Vauvenargues, »sich uns wie eine tiefe Entdeckung darbietet und wir uns dann die Mühe nehmen, ihn zu entwickeln, merken wir oft, daß es nur ein Gemeinplatz war.« Der Abstand, den die exquisite Idee von der *idée reçue* hält, entscheidet über ihren Rang. Bedroht ist dieser Abstand durch die Nähe der Sprechweisen: Während der Vers, die Sprache der Poesie, ein anderes Wissen als die gewöhnliche Rede mitteilt, ist der in Prosa geschriebene Satz nur gerechtfertigt, wenn er ein besseres Wissen vorweisen kann. Da es immer ungewiß bleibt, ob die geistige Überlegenheit des Intellektuellen über den Normalbürger in jedem Punkte zu Recht besteht, muß er sich dieser Voraussetzung seiner Schriftstellerei immer wieder versichern.

Gracián hat die Figur des *descifrador,* des Entzifferers, geschaffen, der die gesellschaftlichen Masken durchschaut, divinatorisch die eigentlichen Beweggründe des sozialen Lebens erkennt und sie in knappen Formeln benennt. Damit hat er eine Allegorie des aphoristischen Schreibens erfunden. Sie ist dem Wunschtraum des Intellektuellen entsprungen, daß sein Scharfsinn, und sei es auch nur auf dem Papier erwiesener Scharfsinn, eine Waffe sei, der weder Macht noch Reichtum standzuhalten vermöchten. »Jeder ist so viel, als er weiß, und der Weise vermag alles« – solche Allmacht spricht Gracián in seinen Aphorismen zur Weltklugheit sich und seinesgleichen zu, um die Befürchtung zu beschwichtigen, daß niemand auf und aus dieser Welt klug wird.

Lizenziert für merkur-zeitschrift.de am 28.04.2024 um 07:02 Uhr

© MERKUR, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH